

Das Einfamilienhaus als Architekturprodukt

Es begann wie so vieles eher zufällig. Freunde entschlossen sich, ein Einfamilienhaus in einem der Berliner Randbezirke zu bauen. Vom Angebot der Fertighausindustrie kaum inspiriert, wollten sie aber den mühevollen Gang zum Architekten, zum Statiker und zu vielen einzelnen Baufirmen vermeiden. Im Gespräch fanden wir eine Lösung: Wir fassten Architektenleistung und Bauausführung zu einer einzigen Dienstleistung zusammen. So wollten wir das von uns entworfene Haus nicht nur durchplanen, sondern schlüsselfertig verkaufen. Aus uns Architekten wurden Bauunternehmer.

Dieses Verfahren stieß durch Mundpropaganda auch bei anderen Bauherren auf Resonanz. Mit der Zusammenführung von Entwurf und Ausführung boten wir für all diejenigen eine Lösung an, die ein individuelles Einfamilienhaus nicht *bauen*, sondern *kaufen* wollten.

Um dieses nicht ganz risikofreie Unternehmen bewerkstelligen zu können, bedarf es nicht nur einer Umorganisation des Berufsalltags, sondern auch einer bestimmten Haltung gegenüber dem Akt des Bauens. Im Folgenden möchten wir einen Bogen vom Alltag des Einfamilienhausbaus zum Wesen einer solchen Architektur aufspannen. So möchten wir davon berichten, wie stark aus unserer Sichtweise Theorie und Praxis miteinander verzahnt sind und sich gegenseitig befruchten können.

Erfolgsmodell Einfamilienhaus in der Vorstadt

Das Einfamilienhaus ist attraktiv, die Nachfrage ungebrochen. Für Familien mit Kindern bleibt das vorstädtische Wohnen das Maß aller Dinge. Der ebenerdige und direkte Zugang „nach draußen“ stellt eine kaum zu übertreffende Lebensqualität dar. Die Suche nach Ruhe, Ordnung und Sicherheit ist ein wesentliches Motiv, die Stadt zu verlassen. Die geringe Dichte der Gartenstädte sorgt für soziale Entspannung.

Natürlich sind die damit einhergehenden städtebaulichen, sozialen und ökologischen Probleme allseits bekannt. Jeder Hochschulabsolvent erinnert sich an die Luftbilder ausgedehnter Einfamilienhaussiedlungen. Vom Main-Spessart-Kreis bis nach Los Angeles: Unzählige Wohnhäuschen fressen sich in die Landschaften und privatisieren Stück für Stück vormalige Natur. Unter dem Begriff „Zersiedelung“ werden diese Probleme zusammengefasst.

Das Bedürfnis nach dem freistehenden Einfamilienhaus lässt sich dennoch auf absehbare Zeit nicht negieren - weder aus politischer noch aus gestalterischer Sicht. So müssen sich die Architekten entscheiden: Entweder nehmen sie die Herausforderung Einfamilienhaus, an oder sie überlassen dies weiterhin der Fertighausindustrie. Schließlich sind die Motive, an den Stadtrand zu ziehen, bei weitem nicht so spießig, wie es ein großer Teil der Architektenschaft gerne behauptet. Den Architekten eilt zudem der Ruf voraus, dass sie das Thema Einfamilienhaus schon auf Grund des verhältnismäßig schmalen Honorars links liegen lassen.

Die Vormachtstellung der Fertighäuser

Nicht nur aus diesem Grund ist der Anteil der von Architekten individuell nach Wünschen des Bauherren entworfenen Einfamilienhäuser gering. Nahezu das gesamte Bauvolumen auf diesem Sektor wird von Fertighausherstellern und Bauträgern bedient, die bereits *vor* dem ersten Kontakt mit dem Kunden die Objekte fertig entwickelt haben. Sofern es den Eigenheimern überhaupt bekannt ist, dass

Architekten sich auch dieser Bauaufgabe annehmen, herrscht doch gemeinhin eine ängstliche bis ablehnende Haltung gegenüber dem Gang zum Architekten. Im wesentlichen konzentrieren sich die Vorbehalte auf folgenden Aspekte:

- Der Architekt sehe sich nicht als Anwalt der Interessen des Bauherren, sondern lediglich seiner eigenen Ambitionen.
- Auf Grund des an die Baukosten gekoppelten Honorars sei die Motivation des Architekten zum kostensparenden Bauen gering.
- Der Architekt sei nur ein Experte für die Gestaltung und vernachlässige die Risiken von Bauschäden.
- Der Architekt kümmere sich wegen des relativ geringen Projektumfangs und wegen seiner eher künstlerischen Neigung zu wenig um die Bauüberwachung, so dass am Ende der Bauherr alles selber koordinieren müsse.

Das in diesem Metier so schlechte Image der Architekten wird durch reißerische Medienberichte über Schimmelbefall, versagende Kellerabdichtungen, undichte Wintergärten oder durch zu niedrig veranschlagte Baukosten ruinierte Bauherren noch gefördert. Diesen Vorurteilen steht die Vorstellung gegenüber, dass schon die schiere Größe eines scheinbar industriell und mittelständisch organisierten Fertighausherstellers ein Garant für Verlässlichkeit darstellt. Im Hinblick auf die vergleichsweise meist mäßige Bonität kleiner Baufirmen ist diese Tatsache auch nicht von der Hand zu weisen. Es ist ein weiterer, nicht zu leugnender Vorteil, dass der Bauherr bei einem Fertighaus sämtliche Leistungen aus einer Hand erhält. Die Vorstellung, durch ein Musterhaus zu gehen und dann ein exakt identisches Folgeprodukt käuflich zu erwerben, nimmt dem Bauherren die Sorgen vor einem ungewissen Ausgang. Doch in vielen Erfahrungsberichten über den Fertighausbau wird auch eine andere Seite dieser Branche beleuchtet:

Durch die große Zahl der Anbieter von Fertighäusern und deren Agenten entfallen auf den einzelnen Hersteller und erst recht auf den einzelnen Haustypen kaum nennenswerte Stückzahlen. Die hohen Kosten für Vorplanung, ständige Vorhaltung der Produktionsanlagen und für die oft äußerst weiten Lieferwege müssen auf wenige Einheiten verteilt werden. Der Aufwand für Verkauf und Vertrieb wird ebenso nur auf eine verhältnismäßig kleine Zahl von Kunden umgelegt. So können die versprochenen Rationalisierungseffekte kaum realisiert werden. Improvisation gehört auch hier zum Standard. Der hohe Kostendruck führt nicht selten dazu, dass unterqualifiziertes Personal eingestellt wird. Ein Blick in die entsprechenden Internetforen genügt, um einen Eindruck von den zum Teil haarsträubenden Verhaltensweisen der betreuenden und planenden Kundenberater zu bekommen. Meist kommen sie schon mit den kleinsten, aber unvermeidbaren Abweichungen vom Grundmuster nicht klar.

Industrielle Produktionsbedingungen sind deshalb kaum auf den hiesigen, sozial und regional hoch differenzierten Einfamilienhausbau übertragbar. Diese Erkenntnis ist allerdings nicht sonderlich weit verbreitet. Selbst viele Architekten sehen noch heute in der Vorfertigung und in der Serialisierung die einzige Chance, kostendeckend Wohnraum herzustellen. Tatsächlich ist aber der Einsatz von Modulen oder sonstiger fließbandartig hergestellter Bauteile zwar eine auf den ersten Blick naheliegende Vorstellung, rentiert sich aber wegen der hohen Vorlaufkosten meist nicht einmal im Geschoßwohnungsbau.

Die Kosten eines Fertighauses sind tatsächlich vergleichsweise hoch und lassen sich überraschender Weise mit einer handwerklichen Bauweise unterbieten. Mit der Verlegung der Montage in die Werkhalle kann die Fertighausindustrie also keine Kostenvorteile an den Kunden weitergeben. Es entstehen noch nicht einmal wesentliche Zeitvorteile. Der Fertighaushersteller beginnt mit der

aufwendigen Vorfabrikation der Fertigelemente nämlich erst nach Erteilung der Baugenehmigung und benötigt dann noch viele Wochen bis zur Auslieferung. Es ist zwar richtig, dass ein vom Lastwagen abgeladenes Fertighaus irgendwann in wenigen Tagen aufgestellt ist, doch diesem Akt geht ein oft monatelanger Vorlauf in der Werkhalle voraus. Die Käufer befinden sich oft jahrelang auf Immobiliensuche. Wenige Wochen Zeitersparnis sollten dann eigentlich nicht mehr ins Gewicht fallen. Die Vorteile reduzieren sich also auf die Möglichkeit, mit dem Musterhaus bereits im Vorfeld ein nahezu identisches Produkt besichtigen zu können.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass ein großer Teil der Eigenheimer architektonischen Qualitäten zunächst nur geringe Bedeutung beimisst. Zuweilen trafen wir mit unserem formalen Anspruch sogar auf eindeutige Ablehnung. Zu unserem Erstaunen erlebten wir es einige Male, dass die gestalterische Hinwendung mit Unprofessionalität assoziiert wurde. In diesen Fällen war ein vordergründiges Sicherheitsbedürfnis nach hundertfach bewährten Standardlösungen größer als der Wunsch nach einem eigenständigen Entwurf. Für jene Bauherren war es unvorstellbar, dass wir uns, scheinbar gegen unsere wirtschaftlichen Interessen, mit den gestalterischen Fragen über das notwendigste Maß hinaus auseinandersetzen. Das Gros der Bauunternehmen rekrutiert sein Personal aus einem Milieu, in dem die Auseinandersetzung mit der Ästhetik eine untergeordnete Rolle spielt. Dieses rauhe Image der Bauindustrie scheint sich derart als das Normale durchgesetzt zu haben, dass jede gestalterische Sorgfalt für das Haus, die über das geschäftlich Notwendige hinausgeht, mit größter Skepsis betrachtet wird.

Wenn sich auf dem Markt der Einfamilienhäuser Anbieter und Kunden auf die Gestalt des Üblichen und Gewohnten einigen können, dann müssten jene Wohngebiete von Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit geprägt sein. Tatsächlich aber zeugen insbesondere die jüngst erschlossenen Eigenheimsiedlungen von einer grenzenlosen Regellosigkeit.

„Plugin“ – die Trennung von Baukörper und Detail

Innerhalb des weiten Feldes, das der Markt der Massenartikel anbietet, ist jede Form von Distinktion erlaubt, ja geradezu gefordert: Erker, Gauben, Dachüberstände. Diese Wahlfreiheit macht regional spezifische Typologien allorts verfügbar. Schwarzwaldhäuser, friesische Reeddächer und mallorquinische Fincas schießen in deutschen Vorstädten aus dem Boden. All diese Bauwerke zerfallen auf eigentümliche Weise in einen oft wenig entwickelten Baukörper und in eine Hülle von eindeutigen Details. Um die Grundstücke maximal zu bebauen, kann das Haus maximal deformiert werden, solange die stilprägenden Details den intendierten Ausdruck aufrechterhalten.

Die Sehnsucht nach Gemütlichkeit und Gefälligkeit manifestiert sich in der Liebe zum Kleinteiligen. Gleichzeitig ist die einseitige Hinwendung zum Detaillierten aber auch eine Strategie, Wesentliches mit dem Unwesentlichen unsichtbar zu machen, Unmögliches (z.B. zur Wohnraummaximierung deformierte Baukörper) möglich zu machen und Gleichsein mit dem Anderssein zu vereinbaren. Das Zerfallen in Grundform und Dekor wird nicht nur hingenommen, sondern bewusst betrieben. Dieser Dekor entwickelt sich nicht aus einer inneren, kohärenten Logik, sondern wird jedem Gemütszustand entsprechend wie eine Textilie der Figur übergestreift. Wir dürfen dabei aber nicht nur an das Warenangebot der Baumärkte denken. Arbeiten nicht viele Architekten, wenn auch etwas elaborierter, in ähnlicher Manier auf jener zeichenhaften Ebene? Werden nicht auch Architekturstudenten von Beginn an darauf geeicht, unabhängig vom Sujet Entwurf und Präsentation in einem besonderen „Look“ zu verfassen? Diese das Detail fokussierende Doppelstrategie wird uns später auch noch von einer ganz anderen Seite her begegnen.

Mit dem Baukastensystem ist das Fertighaus für dieses Konzept bestens geeignet. Die Trennung von Grundmodul und Sonderausstattung folgt exakt jener Denkweise. Diese „Plugin“ – Technologie ist ein

gängiges Verfahren in der Produktion von Konsumartikeln. Die Kombination eines bewährten Grundchassis und frei auswählbarer Features ist eine bequeme Weise des Konsumierens. Dieses beliebte Prinzip wird den Absatz der Fertighäuser entgegen aller Nachteile auf lange Zeit sichern.

Die Form eines Hauses hängt sehr stark von den vielfältigen Bedingungen des Ortes ab und variiert dementsprechend. So müssen alle gestalterischen Aspekte stets wieder mit diesen formalen Kernbedingungen abgestimmt, also neu entworfen werden. Baukörper und Hülle müssen in einem ablesbaren Zusammenhang stehen, um sich gegenseitig zu bestärken. Wenn die Details den Sinn des Kerns fortschreiben, können mit einfachen Mitteln Qualitäten erzeugt werden. Es geht also dabei nicht um eine vermeintliche Authentizität oder Wahrhaftigkeit, sondern um die Ökonomie des Ausdrucks.

Bauen in Zeiten geringer Nachfrage – von der Quantität zur Qualität

Für uns ist es immer wieder erstaunlich, zu welchen Kompromissen Bauherren bei vorgeplanten Mustergrundrissen bereit sind. Widerspruchslos werden verspringende und unglücklich verwinkelte Trennwände akzeptiert. Sie tolerieren dunkle, beengte Flure und Raumzusammenhänge fern jeder Lebenspraxis, solange die Gesamtwohnfläche und die maximale Größe der Wohnzimmer stimmt. Quantität statt Qualität. Scheinbar haben sich Jahrzehnte der Wohnraumunterversorgung derart in das Bewusstsein der Wohnenden eingeschrieben, dass selbst Fachleute wie Makler fast ausschließlich in der Kategorie Quadratmeter denken. In weiten Teilen Deutschlands erleben wir allerdings zur Zeit die Auswirkungen eines Wohnraumüberangebots. Die Preise für Grund und Boden stagnieren. Unter diesen Umständen wird sich das Verhalten der Wohnraumsuchenden ändern. Lange Zeit war es ein Privileg einiger gut situierter Menschen, unter vielen Angeboten Wohnraum nach formalen Qualitäten auswählen zu dürfen. Die meisten waren froh, ein „Dach über dem Kopf“ zu finden. Des Der, allen Krisenszenarien zum Trotz, anhaltende Wohlstand und der nachfrageorientierte Immobilienmarkt bewirken eine Veränderung in der Anspruchshaltung der Eigenheimkunden.

Wir begegnen immer wieder einer wenn auch vergleichsweise kleinen Gruppe von Bauherren, die sich mit dieser Art der Konfektionierung nicht zufrieden geben will. Es sind unserer Einschätzung nach vor allem jene, die wegen ihrer Kinder die gewohnte und geliebte Stadt verlassen, um „ins Grüne“ zu ziehen. Sie möchten aber auch dort nicht auf ihre ästhetischen Gewohnheiten verzichten und können ihre Vorstellungen vom Wohnen nicht mit dem klischeehaften Standard eines Einfamilienhauses in Einklang bringen. Nicht zuletzt sind es die Banken, die im Hinblick auf die Werthaltigkeit und auf die Wiederverkaufbarkeit zunehmend von einem Fertighaus aus Holz und Gipskarton abraten und den Bau eines massiven Hauses empfehlen.

Hier glauben wir eine Marktlücke für uns entdeckt zu haben. Für diese zuletzt beschriebene Bauherrengruppe reduzieren sich die Vorteile des Fertighauses auf die Kosten- und Terminalsicherheit und auf das Versprechen eines einzigen Vertrags- und Servicepartners. Es war für uns also nur eine logische Konsequenz, den individuellen Entwurfsprozess mit den Vorzügen des sogenannten „schlüsselfertigen“ Bauens zu verknüpfen. Das Ergebnis ist Architektur als Produkt.

Bauherr und Architekt müssen zusammenpassen – Alles konzentriert sich auf den verdichteten Entwurf

Um diesem Anspruch gerecht zu werden, entwickelten wir folgendes Verfahren: Wir laden die Interessenten zu einem unverbindlichen Gespräch ein. Referenzobjekte dienen als Diskussionsgrundlage. So kommen wir meist schon nach der ersten Sitzung zu einem Konzept, das allen wesentlichen Wünschen und Bedingungen des Bauherren gerecht wird. Da wir stets mit ähnlichen Konstruktionsmerkmalen arbeiten und zunächst von einer standardisierten Baubeschreibung ausgehen, die die wesentlichen Ausstattungsmerkmale festlegt, können wir bereits zu diesem

Zeitpunkt einen Preis für die schlüsselfertige Errichtung ermitteln. In der Regel ist der Kostenrahmen bei dieser Gruppe von Bauherren nach oben strikt limitiert, so dass wir zunächst von einer einfachen Ausführung ausgehen. Auf dieser Grundlage kann der Bauherr mit einer Liste von Einzelpreisen je nach Budget die Ausstattung erweitern. So addiert sich ein Gesamtpreis, der die gesamte Erstellung des Hauses, einschließlich aller Planungs- und Bauleistungen beinhaltet. Lediglich die Gebühren für die Genehmigung und für die Erschließung sind noch von dem Bauherren zu tragen. Darüber hinaus wird eine Terminplanung erarbeitet, deren Einzelfristen für alle am Bau Beteiligten verbindlich sind. Zu diesem Festpreis verkaufen wir das Haus. Es obliegt also uns, mit welchen Baufirmen wir die Planung umsetzen. Unser Ertrag ist nicht nur das Honorar für die Architektenleistung, sondern die Differenz zwischen dem Verkaufspreis und den Kosten der Firmen.

Für uns ist der vorvertragliche Entwurfsprozess die kritische Phase. Hier gehen wir mit hohem Risiko in enorme Vorleistungen, ohne sichergehen zu können, daß daraus jemals ein Auftrag erwächst. Die gesamte Entwurfsphase fällt also unter den Begriff Akquisition. Das ist ein wesentlicher Unterschied zum herkömmlichen Architektenvertrag. Da binden sich Architekt und Bauherr noch vor der ersten Skizze. Da verständlicherweise eine vertragliche Festlegung vor irgendeiner gestalterischen Verständigung jeden potentiellen Bauherrn verschreckt, ist diese Vertragsform anachronistisch und kommt in der Praxis des privaten Hausbaus kaum noch zum Tragen. Wer möchte schon „die Katze im Sack“ kaufen? Jeder möchte doch wissen, ob Bauherr und Architekt, Produkt und Konsument zusammenpassen.

Die Schwierigkeit besteht also darin, eine Balance aus dem entwurflichen Aufwand und dem vorvertraglichen Risiko herzustellen. So muss der Entwurf ohne Konzessionen an die gestalterische Qualität und immer mit dem Augenmerk auf den eng abgesteckten Kostenrahmen extrem rasch hergestellt werden. Jeder Strich bedeutet Baukosten. Mit jeder Skizze werden die Mühen der Baudurchführung vorgezeichnet. Jede hier getroffene Entscheidung wird zu einer wesentlichen Beeinflussung des zukünftigen Alltags der Bewohner führen. Die Tragweite des Entwurfs ist kaum zu unterschätzen.

Um diesen hohen Ansprüchen gerecht zu werden, bedarf es profunder Kenntnis des Bauens. Erst eine eingehende Schulung für Raumgefüge, Proportionen und Grundrissprinzipien versetzt uns in die Lage, mit diesen Gesetzmäßigkeiten der Architektur zügig und trefflich umzugehen. Ein ausführliches Studium historischer Vorbilder befähigt den Entwerfer, prompt zu analogen Lösungen zu gelangen. Alle bau- und planungsrechtlichen Restriktionen sind im Augenblick des Entwerfens präsent. So kommen wir schnell zu Lösungen, die innerhalb des gesetzlichen Rahmens möglich sind. Nur mit dem Blick für das Wesentliche und das Einfache können unter diesen Bedingungen räumliche Qualitäten erzeugt werden.

Und doch ist das Gelingen dieser Art des Entwurfs nicht nur ein Frage der intellektuellen Durchdringung, sondern auch eine außerordentliche Trainingsaufgabe. Erst wenn eine Fülle von Daten in einen routinierten Gebrauch übergegangen ist, erst wenn all diese Bedingungen automatisch in jede Skizze einfließen, können wir wirklich frei entwerfen. Wir nennen das einen verdichteten Entwurfsprozess.

Diese Entwurfs- und Vermarktungsmethode scheint nicht sonderlich extravagant, und das ist sie wohl auch nicht. Dennoch gibt es unserer Wahrnehmung nach kaum Kollegen, die diesen oder einen ähnlichen Weg gehen wollen.

Die Hinwendung zum Gewöhnlichen – Der Weg zur Wirklichkeit

Oft stoßen wir im Gespräch mit Kollegen mit unseren Hinweisen auf die „profanen“ Fragen etwa der Knappheit der Finanzmittel oder der Solidität der Konstruktion auf reflexartigen Widerstand: Wer die profanen Beschränkungen des Alltags in den Vordergrund stelle, verhindere Kreativität. Um sich weiter zu entwickeln, müsse man diese Grenzen bewusst überwinden.

Die Pose des „Neue-Wege-Gehens“, des „unkonventionellen Denkens“ ist unseres Erachtens längst eine Attitüde des Geschäftsalltags, hinter der sich ein unerschütterlicher Konformismus verbirgt. Das Rufen nach freier Kreativität bei gleichzeitiger Verachtung aller Sachzwänge ist unter dem Deckmantel der relativen Stabilität hiesiger Gesellschaften Symptom einer Spaß- und Freizeitgesellschaft. In Wirklichkeit produziert die Beschwörung der Kreativität keine neuen Ideen mehr, sondern garantiert nur den permanenten Ausstoß sich weiter ausdifferenzierender Zeichen, um der Substanzlosigkeit eine eigene Deutungshoheit entgegenzusetzen. Vielfach wird nicht mehr wahrgenommen, dass ein scheinbar distinktives und nur vordergründig kritisches Verhalten längst selbst Teil des affirmativen Mainstream geworden ist. Wo simulierte Radikalität mit Kritikfähigkeit verwechselt wird, wo die ständige Chiffrierung und Dechiffrierung der Kommunikation alle Kräfte in Anspruch nimmt, geht die Bindung an die Wirklichkeit verloren.

Kleine Einfamilienhäuser eignen sich nicht für große symbolische Gesten. Hier ist ressourcenbewusstes Denken angebracht. Damit unter diesen eingeschränkten Möglichkeiten Architektur entsteht, muss man mit den alltäglichen, hinlänglich bekannten Mitteln operieren. Angesichts der Heterogenität des vorstädtischen Umfelds, lässt sich die Differenz zum „Normalen“ nicht als Qualität eines Einfamilienhauses erleben.

Um diese konstruktive Entwurfshaltung anzunehmen, bedarf es einer Leidenschaft für Wirklichkeit. Erst die Hinwendung zum Alltäglichen und die Freude am Gewöhnlichen schafft die Motivation, sich das Repertoire dieser kleinen und bescheidenen, aber hochinteressanten Bauaufgaben anzueignen.

Zwischen Pragmatismus und Harmonie – die Hinwendung zum architektonischen Kern

Es geht uns nicht um einen einfältigen und funktionalistischen Determinismus. Wer dies behauptet, verkennt die unendliche Vielfalt der realen und unmittelbaren Aufgaben. Jeder Bauherr äußert andere Bedürfnisse. Oftmals divergieren schon die Vorstellungen der einzelnen Familienmitglieder untereinander. Kein Ort gleicht dem anderen, jedes Grundstück stellt andere Anforderungen an die Form des Hauses. Es ist unmöglich, ohne einen bewussten Akt zur Gestaltfindung all die zum Teil widersprüchlichen Sachzwänge miteinander zu vereinbaren. Obgleich wir den zukünftigen Zweck des Hauses eingehend analysieren und interpretieren, können wir kaum den einen Aspekt betonen, ohne einen anderen unverhältnismäßig zu vernachlässigen. Dem funktionalen Schema wird daher eine formale Logik übergeordnet. Harmonie, Proportion oder die Reverenz an die Baugeschichte lassen Sachzwänge in den Hintergrund treten. Dies ist nicht der Versuch, sich der Komplexität zu verweigern, sondern eine Strategie, die heterogenen Bedürfnisse der Bewohner gleichzeitig zu ihrem Recht kommen zu lassen. Der Prozess des Entwerfens ist immer eine Gratwanderung zwischen Pragmatismus und Harmonie.

Nach unserer Wahrnehmung können sich zur Zeit – gerade an den Hochschulen – nur wenige für die elementaren Fragen des Bauens begeistern. Viele Studenten ziehen im Zeichen von Interdisziplinarität und „cross-over“ aktuelle aber fachfremde Inhalte den Kernfragen des Bauens nach Konstruktion, Nutzen, Harmonie und Baugeschichte vor.

Uns umgibt eine wachsende Masse an Informationen. Um dieser Komplexität zu begegnen, müssen die Architekten Prioritäten setzen. Die Belange des Bauens sind zunächst von größter Wichtigkeit. Hier zentriert sich das Interesse des Architekten und macht ihn zum Experten seiner Disziplin. Alles, was über das Bauen hinausgeht, ist zwar wichtig, kann aber nur punktuell erfasst werden und bleibt daher zweitrangig. In der Tat schult es die Analogiefähigkeit, den Blick von anderen Standpunkten schweifen zu lassen. Doch das Interdisziplinäre ersetzt nicht die Fachdisziplin.

Der Verweis auf die Baugeschichte – der gemeinsame Erfahrungshorizont als Kommunikationsgrundlage mit Bauherren

Das Studium der Baugeschichte ist in der Architekturausbildung von zentraler Bedeutung. Der private Bauherr möchte sich in dem Entwurf seines zukünftigen Heimes wiederfinden. Sein Architekt muß ihm die Form des Hauses verständlich machen. Funktionale Begründungen sind dafür wenig geeignet. Naturgemäß erfüllen sie weniger die wahren Bedürfnisse des Bauherrn; sie verweisen vielmehr auf die subjektive Sichtweise des Architekten. Um die Vielschichtigkeit aller beteiligten Persönlichkeiten zu ihrem Recht kommen zu lassen, sollte die Architektur nicht nur von der eindimensionalen Zweckmäßigkeit ausgehen. Der wesentlich offenere Aspekt der Form spielt eine erheblich wichtigere Rolle. Damit es aber nicht bei einer Einbahnkommunikation vom Entwerfer zum Nutzer bleibt, müssen wir die Formdebatte auf einem gemeinsamen Erfahrungshorizont gründen.

Die Geschichte stellt uns ein breites Spektrum an architektonischen Formen zur Verfügung. Durch die Wiedererkennbarkeit ist der Sinn einer Bauform auch jenseits eines unmittelbaren und funktionalen Zusammenhangs verständlich. Im andauernden und routinierten Gebrauch gerät der ursprüngliche Gestaltungsimpetus bald in Vergessenheit. Mit jeder weiteren Verwendung verliert sich die funktionale Intention, mit jedem weiteren Benutzer erweitert sich der Kontext. Je gewöhnlicher eine Form ist, desto schwerer ist es, die ursprüngliche Bedeutung zu entschlüsseln. Dieser nicht deutbare Rest an Inhalten ist ein Angebot an den Wahrnehmenden, darin seine eigene Sichtweise zu entdecken. Der Betrachter tritt nicht nur in ein kommunikatives Verhältnis zu dem Formschaffenden, sondern kann unabhängig davon seine Wahrnehmung in den übergeordneten, intersubjektiven Kontext der Baugeschichte einordnen. Erst der Bezug zur Geschichte, zum allgemein Bekannten macht Differenz begreifbar. Die frei erfundene Form steht nur für sich und zielt auf Vereinzelung. Wo der objektive Zweck verschwindet, öffnet sich Raum für Vielfalt und Individualität.

Gutes bleibt erhalten, weniger Gutes gerät in Vergessenheit. Es wäre eine Haltung von Selbstüberschätzung, der Geschichte diese evolutionäre Kraft abzusprechen. Da wir nirgends die totale Verfügbarkeit von Erkenntnis finden, können wir uns nicht über die Erfahrung der vergangenen Generationen hinwegsetzen. Natürlich verlangt es unsere Gegenwart, selbst einen Beitrag zu dieser Entwicklung zu leisten. So müssen auch die Architekten jede tradierte Form kritisch nach ihrer Bedeutung für unsere Zeit befragen. Schon der Zugriff auf das Repertoire der Geschichte ist zu jeder Zeit ein subjektiver Tatbestand. Jede Verwendung von Geschichte impliziert die Gegenwart des Akteurs.

Das Ornament – Werkzeug einer einfachen Architektur

In pragmatischer Betrachtung ist das Vokabular des modernen Dekors ein hochpreisiges Privileg: Große Fensterbänder mit versenkten Rahmen, Sichtbetonoberflächen, eingelassene Fußleisten, das gesamte Programm der modernistischen High-Tech-Ornamentik ist für die meisten Bauherren schlicht unbezahlbar. Die Qualität der Architektur im Marktsegment Einfamilienhausbau kann sich nicht auf spektakuläre und exklusive Details verlassen. Allerdings sind sowohl Architekten als auch

Architekturinteressierte durch die bildhafte Wahrnehmung aus entsprechenden Printmedien auf solche Details fixiert. Längst sind sie zum Ausweis einer ambitionierten Architektur geworden. Es ist ein Bedürfnis nach mediengerechter Unterscheidbarkeit, sich mehr auf einer ikonographisch eindeutigen Ebene zu verständigen, als sich mit dem komplexen, kaum zu versprachlichenden Phänomen <Raum> auseinanderzusetzen. Für Details, Materialität, kurz für den Oberflächenlook lässt sich leichter eine spezielle Codierung festlegen als für die Parameter des Raumes. Das immer wiederkehrende, individuell elaborierte Detail durchzieht ein gesamtes Œuvre und wird zur Signatur, ja zum Markenzeichen des Architekten. Die Trennung von Raum und Detail, diese Doppelstrategie des wesentlichen Gleichseins und des unwesentlichen aber effektvollen Andersseins ist uns ja schon an anderer Stelle begegnet.

Gerade die nach extremer „Einfachheit“ strebende Architektur, wie wir sie zum Beispiel aus dem avancierten Minimalismus kennen, kommt nicht ohne den Einsatz komplizierter Details aus. Jeder Architekt weiß, wie aufwendig ein Anschluss, ein Materialübergang auszuführen ist, damit er „einfach“ aussieht. Einfach bedeutet also nicht „wenig“. Unter Umständen führt gerade eine einfache Bauweise zum bewährten Ornament. Nicht immer lassen die Umstände einen reinen Körper zu, der ausschließlich aus der Kraft der Proportion wirkt. In einigen Fällen muss mit ornamentalen Mitteln der Entwurf vollendet werden. So kommt das klassische Ornament zu einem ganz anderen Recht, wenn es nicht mehr auf sich selbst als Zeichen, sondern auf die Harmonie des Ganzen verweist. Das folgende Beispiel zeigt, wie relevant dieses Thema für den finanziell limitierten Einfamilienhausbau ist.

Ein Bauherr wollte ausdrücklich nicht auf lichte Höhe im Dachgeschoss verzichten. Ein überhoher Kniestock war unumgänglich. Ohne ein gliederndes Element wäre eine unförmige Fassade entstanden. Die Verwendung eines gliedernden Ornaments erschien uns als einzige Abhilfe. Ein einfaches, bezahlbares Kranzgesims ordnete die Fassade stimmig und harmonisierte so den überhohen Kniestock.

Wir hätten auch ein funktionales Bauteil wie zum Beispiel die Regenrinne als gliederndes Element verwenden können. Ornamente mit einer zweiten, funktionalen Bedeutung sind beliebt. Viele Gebäude erhielten auf diese Weise ihre Schiebeläden, Sonnenschutzelemente oder Brüstungsgeländer. Aber sind solche nur scheinbar funktionalen Ornamente legitimer als das klassische Stuckelement? Jedenfalls sind sie in der Regel sehr teuer. Das klassische Ornament ist tatsächlich die Alternative zum elitären Dekor der Moderne. Die Beurteilung der Qualität des Ornaments kann nicht aus der isolierten Betrachtung innerhalb eines funktionalen Rahmens erfolgen – das Ornament ist niemals funktional –, sondern ergibt sich immer aus dessen Bedeutung innerhalb der Gestaltung. Nicht das traditionelle, sondern nur das überbordende Ornament lässt auf eine formale Unsicherheit schließen. Das Ornament wird dort überflüssig, ja hinderlich, wo es nicht mehr den Willen zur Form zu einem gelungenen Abschluss bringt, sondern wo es sich ohne Beziehung zum Körper einer Kruste gleich über die Oberfläche legt.

Das Ornament lässt sich nicht als anachronistischer, letztlich überflüssiger Dekor abtun, der unter zeitgemäßen Bedingungen nicht mehr herzustellen sei. Mit modernen Fertigungsmöglichkeiten können heutzutage sämtliche Stuckelemente individuell angefertigt werden. Die Frage, Ornament oder kein Ornament, ist irrelevant. Entscheidend ist, welche Kriterien zur Beurteilung von deren Qualität wir haben.

Zur mobilen Gesellschaft gehört eine einfache Form

Die Lust am Spontanen, am Vergänglichen, das in dramatischer Weise den aktuellen Gemütszustand auf einen Ausdruck verdichtet, ist für unsere auf Kommunikation angewiesene Gesellschaft elementar. Flexibilität bedeutet hier, immer eine Antwort parat zu haben. Die spontane Reaktion wird als Freiheit erlebt. Viele Studenten lieben daher kleine Kurzzeitentwürfe. Handlich statt solche Objekte am besten nur den Entwerfer selbst aus. Das tragbare, auf den Träger zugespitzte Accessoire, ist der Mode liebster Kind. Auf den ersten Blick wirken solche Arbeiten harmlos und bescheiden. Bei näherer Betrachtung zeigt sich aber, dass hier ein ganz wesentlicher Aspekt des architektonischen Denkens verloren geht: Das Haus im öffentlichen Raum muss im Gegensatz zur Mode vom Ausdruckswillen des Einzelnen abstrahieren.

Im Zeichen einer vermeintlichen Fortschrittlichkeit wird der Architektur immer wieder die ihr grundsätzlich fremde Mobilität aufgezwungen. Aerodynamische Verformungen sollen Geschwindigkeit suggerieren. Wenn sich nicht gleich ganze Städte bewegen, so sollen die Häuser mindestens rasch auf- und abgebaut werden können. Die technoide High-Tech-Ästhetik will die unverrückbare Eigenheit der Immobilie überwinden. Das Mobile nur symbolisierend, ist eine solche Architektur tatsächlich für eine sich rasch verändernde Umwelt ungeeignet. Die ultraschlanken und superleichten Konstruktionen der Moderne sind längst Opfer einer unvermeidbaren Dialektik: Hochspezialisiert, für eine konkrete Verwendung optimiert, können sie auf eine veränderte Nutzung nicht mehr eingehen. Was heute zeitgemäß wirkt, ist morgen schon veraltet. Alle Versuche, mit teurer Technik Architektur zu flexibilisieren, scheitern, weil es eben doch nicht möglich ist, alle zukünftigen Bedürfnisse vorherzusehen. Den Pionieren dieser Denkweise, von Hugo Häring bis Buckminster Fuller, kann man nur aufrichtige Motive unterstellen. Damals waren alle Hoffnungen auf eine bessere Welt an jenen technischen Fortschritt geknüpft. Mobilität und Spontaneität bedeuteten zu dieser Zeit, beweglich zu sein, und wurden als eine Strategie entwickelt, Alternativen zu einer erstarrten Lebensweise zu finden. Heute sind die Versuche einiger Architekten, dieses historische Motiv des experimentellen Andersseins fortzuschreiben, angesichts eines oft unbeirraren Konformismus belanglos.

Für die Bauherren eines Eigenheims stellen sich Mobilität und Flexibilität wesentlich einfacher und lebensnäher dar. Den meisten ist es von vornherein klar, dass das Wohnen in ihrem Einfamilienhaus zeitlich begrenzt sein wird. Entweder stellen sie sich die Zeit, nachdem ihre Kinder aus dem Haus sein werden, in anderer Umgebung vor, oder es sind berufliche Gründe, die ein Maximum an Flexibilität fordern. In beiden Fällen geht es um ein hohes Maß an Mobilität. Längst haben die meisten Bauherren begriffen, daß die formale Entsprechung zu ihrer Mobilität nicht die Beweglichkeit des Hauses, sondern dessen Wiederverkaufbarkeit ist. Die Architektur muss deshalb auch für einen zukünftigen Nutzer geeignet sein. Zukunftsfähig bedeutet aus diesem Blickwinkel, zeitlos zu sein. Nur ein Haus, dessen Ausdruck und Gebrauch möglichst vielen Nutzern attraktiv erscheinen, kann auf dem Markt gut positioniert werden. Eine mobile Gesellschaft braucht also nicht die spezielle, sondern die allgemeine Lösung.

Architekten und Handwerker müssen kooperieren

Die Architektur unserer Einfamilienhäuser geht durch die Baupraxis. Sie nimmt die konstruktiven Restriktionen des Handwerklichen auf und macht sie zur Grundlage der Arbeit. Es geht dabei nicht um die nostalgische Beschwörung anachronistischer Produktionsweisen. Es ist unsinnig, auf unzeitgemäße Konstruktionen zu beharren. Bestimmte Elemente wie zimmermannsmäßige Zapfenverbindungen und handgeschmiedete Eisenteile sind museal und lassen sich nur mit einem unverhältnismäßigen Aufwand durchsetzen. Das zeitgemäße Handwerk sollte anders aussehen: Computersysteme unterstützen Fertigung und Organisation. Ganze Einfamilienhäuser werden mittels der dazugehörigen CAD – Daten vom Ziegelwerk als vollständig individuelle Baukastensysteme angeliefert. CNC – Fräsen fertigen Einzelstücke mit derselben Rationalität wie in der Massenproduktion. Dieser technische

Fortschritt eignet sich aber nicht für die Ästhetisierung von Machbarkeitsphantasien. Aus gestalterischer Sicht zeitigt eine daraus abgeleitete Formfindung keine Ergebnisse, denn Maschinen, die alles reproduzieren können, verlangen nach keiner speziellen Form. Diese Technik bietet vielmehr dem eher kleineren, mittelständischen und hoch flexiblen Handwerksbetrieb Möglichkeiten, einen industriellen Qualitäts- und Kostenstandard zu erreichen. Leider sind heutzutage diese Geräte noch sehr teuer. Die ständige Illiquidität schränkt das Handwerk in dieser Beziehung sehr ein. Daher ist für viele kleinere, finanziell schwächere Betriebe der integrale Einsatz des Computers und der Möglichkeiten der Vernetzung noch Zukunftsmusik.

Wenn auch solche technischen Versprechungen verführerisch klingen, müssen die Architekten die Grenzen des Handwerks auf nicht absehbare Zeit hinnehmen. Das Überwindungspathos ist nicht nur für die Formfindung ungeeignet, sondern auch im Umgang mit den Unzulänglichkeiten der Bauausführung unangebracht. Warum geben sich so viele Architekten mit ihrer ganzen Leidenschaft dem Kampf gegen die mangelnde Präzision des Baualltags hin? Wie oft beharren sie auf einer perfekten Oberfläche des Sichtbetons, die in geradezu grotesker Manier den ursprünglich rohen Charakter dieses konstruktiven Materials leugnet? Es ist geradezu ein Ethos unter vielen Architekten, diesen verzweifelten Kampf mit einer Geste der Selbstaufgabe auszufechten. Diese Pedanterie verspricht aber keine bessere Architektur, sondern nur in die Höhe getriebene Baukosten.

Um die an die Fertighausindustrie verlorenen Marktanteile zurückzuerobern, müssen Architekten und Handwerker kooperieren. Das Handwerk muß sich erneuern. Erste Anzeichen sind erkennbar, daß eine neue, hochqualifizierte Generation von Meistern mit zeitgemäßen Methoden arbeitet. Die Architekten müssen gleichermaßen auf das Handwerk zugehen und aufhören, an den „Look“ eines Hauses industrielle Maßstäbe anzusetzen. Spiegelglatte Oberflächen, unsichtbare Verbindungen und hauchdünne Tragwerke werden immer Ausnahmen für einzelne prominente Bauaufgaben bleiben.

Von der Kommunikation mit Bauherren – Abstraktion als Mittel der Verständigung

Der Wunsch des Bauherrn genießt allerhöchste Priorität. Bevor der erste Spatenstich erfolgt, haben sich die meisten in zahlreichen Zeitschriften orientiert. Sie sind in der Regel viele Sonntage lang durch die Einfamilienhausviertel gelaufen, um sich inspirieren zu lassen. Begeistert berichten sie dann von vielen einzelnen Versatzstücken: von eleganten Treppen, von repräsentativen Eingängen und von großzügigen Terrassen. Der Architekt darf die Bauherrenwünsche nicht als laienhafte Schwärmerei abtun. Sie blockieren auch nicht die gestalterische Entfaltungskraft, sondern dienen vielmehr als Anregungen. Die Aufgabe besteht darin, die oft nicht miteinander vereinbaren Bilder in Einklang zu bringen. Im Gegensatz zur räumlichen Vorstellungskraft der Architekten denken viele Laien auf einer sprachlichen Ebene. So lassen sich im Geiste unzusammenhängende Architekturerebnisse miteinander zu einem Ganzen verknüpfen. Der Bauherr durchschreitet erzählenderweise, von einem Highlight zum nächsten, sein imaginäres Haus. Diese Idee hält keiner räumlichen Überprüfung stand. Die Nachzeitigkeit der Folge von Einzelphänomenen wird vom Architekten in die Gleichzeitigkeit des Ensembles umgeformt: Sprache wird in Raum übersetzt.

Der Bau des eigenen Hauses ist für die meisten eines der wichtigsten Ereignisse im Leben. Alle Gedanken kreisen in dieser Zeit um das eine Thema. Es ist für die zukünftigen Bewohner kaum zu akzeptieren, dass sie von einer einmal gefaßten Vorstellung abrücken müssen. Die Präsentation der ersten Skizze, die das Mögliche kurz umreißt, wird deshalb nicht selten zu einem Moment der Frustration. Jetzt erkennen sie, dass sie auf ihrem Grundstück und mit ihrem Budget, aber vor allem mit einem kohärenten Entwurf all ihre Wohnideen nicht auf einmal umsetzen können. Um sich in der weiteren Zusammenarbeit dem Entwurf mehr und mehr annähern zu können, dürfen wir nicht von Beginn an ein abgeschlossenes Werk präsentieren. Wenn schon die Materialien und die kleinsten

Details konkretisiert sind, bleibt für die Phantasie des Bauherren kein Raum mehr. Diese ersten Darstellungen halten wir daher möglichst offen, nicht farbig und auf wenige Striche reduziert. Die abstrakte Zeichnung kommt so zu ihrem Recht, und zwar nicht als eine Art von elitärer Codierung, sondern als kommunikatives Angebot.

Von der Theorie zur Praxis und zurück – ein Resümee

Unsere Erfahrungen mit der Hinwendung zum Wachstumsmarkt Einfamilienhaus zeigen uns, dass die damit verbundenen engen Grenzen keine Gefahr für unser architektonisches Selbstverständnis darstellen. Die Auseinandersetzung mit dem einfachen Bauherrenwunsch führt nicht automatisch zu einer anspruchslosen oder gar populistischen Gestalt. Es erscheint uns vielmehr so, dass mit der engen Verzahnung von Baupraxis und Formfindung die Architektur jene Intensität zurückgewinnen kann, die sie mit der Verlagerung zum Narrativen verlor. Hundertfünfzig Quadratmeter Haus eignen sich nicht für die große Geste. Die Qualität eines Einfamilienhauses kann sich nicht an einen einmal formulierten Ausruf klammern; sie muß sich im täglichen Gebrauch erweisen.

Das analytische Denken der Moderne bleibt das Maß aller Dinge und Grundlage des Entwerfens. Doch das durch Analyse Determinierte kommt schnell an seine Grenzen; hier verlieren wir die legitimierende Basis des Objektivierbaren und sind auf unseren subjektiven Formwillen angewiesen.

Die Errichtung eines Hauses bindet viele Ressourcen; die Auswirkungen auf das Schicksal der beteiligten Menschen sind kaum zu unterschätzen. Der konstruktive Akt des Bauens setzt eine ernsthafte Hinwendung zur Wirklichkeit voraus. Wer diese Wirklichkeit mit seiner eigenen Weltsicht verwechselt, verletzt den treuhänderischen Auftrag des Architekten. Nur wer die Wirklichkeit als ein Destillat vielgestaltiger Wahrnehmung akzeptiert, weiß den Wert des Alltäglichen und des Allgemeinen zu schätzen.

Häuser sind die in erster Linie Orte des Geschehens. Das in Ihnen stattfindende Leben lässt sich kaum prognostizieren. Insbesondere das für viele Jahrzehnte errichtete Einfamilienhaus wird einige, dem Architekten unbekanntes Veränderungen des Wohnverhaltens erleben. Der Architekt darf daher nicht ausschließlich seine subjektive Perspektive abbilden, sondern muss die Regeln der Architektur beachten. Diese Regeln befinden sich, wenn auch sehr langsam, in ständiger Bewegung; sie pendeln zwischen Wirklichkeit und Fiktion und müssen stets nach den Kriterien der Vernunft bewertet werden. Die Verwendung des Bekannten zementiert nicht einen einmal festgelegten Bestand, sondern ermöglicht das Unbekannte und Veränderliche. Das historisch bewährte transportiert mehrere Blickwinkel. Abstraktion bedeutet hier die Aufgabe des Abbilds einer einheitlichen Perspektive und nicht die individuelle Flucht in eine Kunstwelt. Sie ist der Versuch, in einer komplexen Welt das uns widersprüchlich Erscheinende gleichzeitig zur Geltung zu bringen.

Es zeigt sich, dass eine solche Entwurfshaltung zu einer bestimmten Form führt: Eine solche Architektur orientiert sich am allgemein Bekannten, die Grundlage aller Verständigung. Sie erscheint einfach mit großen und ebenen Oberflächen, die in ihrer Ruhe das bildliche, sich schnell verändernde Ereignis zur Geltung bringen. Sie ist eher monochrom, von wenig Farbigkeit, damit sie das eher farbige und vielfältige Individuum in Szene setzt. Sie ist von robuster und solider Substanz und setzt so einen dialektischen Akzent zu den sich bewegendem und lebhaften Bewohnern. Diese Kontraste intensivieren sich gegenseitig. Es geht also nicht um die Auflösung von Individualität, sondern gerade um das Denken in diesen Gegensätzen, die beiderlei zum Ausdruck bringen.